

die Russen aus Oßen, und die Schweden, die schon in Pommern angelangt waren, aus Norden heran.

D r i t t e s B u c h .

In Frankreich hatte man indessen die ernstlichen Beschlüsse genommen, den Krieg mit Nachdruck anzufangen. Ein großes Französisches Heer setzte sich nun in Bewegung. Der Anführer desselben war der Marschall Etrées, ein Enkel des unter Ludwig dem vierzehnten berühmten Ministers Louvois. Er, durch militairische Talente in den Niederlanden ausgezeichnet, und von dem großen Marschall von Sachsen für den besten Französischen General gehalten, ging über den Rhein und die Weser, nahm die von den Preußen verlassene Festung Wesel, die Herzogthümer Cleve und Ostfriesland in Besitz, durchstrich ganz Westphalen, eroberte die von Truppen entblößten Casselschen Länder, und setzte Hannover in Contribution.

Man war hier zum Widerstand nur unvollkommen vorbereitet. Es hatte sich zwar schon im Frühling eine Observations-Armee zusammengezogen, die aus Hannoveranern, Hessen, Braunschweigern und einigen Bataillons Gothaer und Bückeburger Truppen bestand, wozu noch einige tausend Preußen stießen; allein diese vereinigten Truppen formirten nur ein Heer von 40,000 Mann, und waren folglich zu schwach, der über 100,000 Mann starken Französischen Macht die Spitze zu bieten. Was diese nachtheilige Lage der Deutschen Krieger vermehrte, war ihr schlechter Anführer, der Herzog von Cumberland, ein Prinz, der geringe Kriegstalente besaß, und den man wegen seines Sieges bei Culloden gegen die Schottischen Rebellen für einen erfahrenen Feldherrn hielt, dessen größtes Verdienst aber eigentlich darin bestand, ein Sohn Georgs des zweiten zu seyn.

Dieser von den Franzosen gedrängte Herzog von Cumberland zog sich mit seiner Armee immer zurück. Endlich kam es am 26sten Julius bei dem Orse Hasenbeck, unweit Hameln, zwischen beiden Heeren zu einem Treffen. Die alliirte Armee stand auf Anhöhen zwischen der Weser und einem

Gebölze. Hier wurde sie von den Franzosen angegriffen, die nach einem sehr lebhaften Gefecht einige Batterien wegnahmen, und sich einer Anhöhe bemächtigten. Cumberland verlor sowohl den Muth, als die Besonnenheit; er verließ höchst übereilt das Schlachtfeld, und zog sich nach Hameln zurück, als der Sieg wieder anfang sich auf seine Seite zu lenken; zu eben der Zeit, wo der Erbprinz von Braunschweig dem Feinde eine eroberte Haupt-Batterie wieder abgenommen, und wo der Hannöversche Oberst Breitenbach die größten Vortheile errungen hatte, der auch den Wahlplatz bis in die Nacht behauptete, und sodann mit erbeuteten Kanonen und Fahnen zu dem geflohenen Herzog stieß.

Die erlangten Vortheile hatten die Franzosen größtentheils dem General Chevert zu verdanken, der den unter ihm commandirenden Marquis Bréhaut vor dem Angriff bei der Hand faßte und mit heroischem Enthusiasmus zu ihm sagte: „Schwören Sie mir auf die Ehre eines braven Mannes, Sich, und Ihr Regiment eher todtschießen zu lassen, als zu weichen.“ Bréhaut schwur und hielt Wort. Dieser Officier war Oberster des Regiments von Picardie. Ludwig der funfzehnte, um sein ausgezeichnetes Verhalten zu belohnen, wies ihm eine Pension von 2000 Livres an. Bréhaut antwortete, daß er nie Geld-Belohnungen gewünscht habe; er bat, diese Pension unter solche Officiers seines Regiments zu vertheilen, die es am meisten bedürften. Man verlangte nun von ihm die Namen derjenigen, die sich im Treffen vorzüglich hervorgethan hätten. Seine Antwort war: „Keiner von uns hat sich hervorgethan. Alle haben tapfer gefochten, und alle sind bereit wieder anzufangen. Ich bin daher genöthigt die Namen aller nach der Regiments-Liste abzuschreiben.“

Der Sieg war jedoch höchst unbedeutend, und wäre von keinen erheblichen Folgen gewesen, wenn nicht die Besorgniß für das Hannöversche Archiv und andre Dinge von Werth, die man nach Stade in Verwahrung gebracht, den Herzog zu dem entscheidenden Schritt vermocht hätte, sich, unerschrocken aller Vorstellungen seiner Generale, mit seiner Armee nordwärts zu ziehn, um diese Stadt zu decken. Die Folger dieses Rückzugs zeigten sich sehr bald: das mit einer Menge Proviant und Munition versehene Hameln ergab sich nach

der ersten Aufforderung, Minden verlangte zu capituliren, und die Stadt Hannover schickte Abgeordnete, um die Contributionen zu reguliren; auch Friedrich rief seine Truppen von der alliirten Armee ab. Der betäubte Herzog von Cumberland wurde aber bald von den Franzosen eingeschlossen, von der Elbe abgeschnitten, sein Terrain immer mehr beschränkt, und überhaupt in eine Lage versetzt, wo ihm nichts als eine Capitulation übrig blieb. Diese wurde den 5ten September bei Kloster-Seeven unter der Garantie des Königs von Dänemark geschlossen. Der Hauptartikel derselben war, daß die an Hessen, an Braunschweig, an Gotha und an Bückeburg gehöri gen Truppen auseinander gehen, die Hannoveraner aber in der Gegend von Stade verbleiben sollten.

Von allen westlichen Provinzen und Städten des Königs von Preußen, war allein Geldern noch nicht im Besiß seiner Feinde. Die Franzosen, unter Anführung des Grafen Beaufohre, hielten diese Festung blockirt. Eine Belagerung zeigte wegen der Flüsse und eines Grabens große Schwierigkeiten. Man wollte daher einen Ueberfall versuchen, wozu auch sonderbare Anstalten gemacht wurden. Eine Anzahl Französischer Soldaten mußten sich täglich im Schwimmen und Untertauchen üben; desgleichen mußten sie lernen mit Ordnung und Behendigkeit ins Wasser hinein und heraus springen. Der Plan war, daß diese Taucher die mit Truppen beladenen Fahrzeuge, ohne Geräusch, schwimmend, durch Stricke bis an die Mauern der Festung ziehen sollten. Es befanden sich hier eine Menge sowohl Französischer als Oesterreichischer Ueberläufer, und andere sehr unzufriedne Soldaten, auch sehr viele Bürger murrten, denen die Blokade zu lange dauerte. Um die ersten durch Pardon und die letztern durch Versprechungen zum Aufreubr zu gewinnen, ließ Beaufohre in Lüttich ein ungeheures Sprachrohr verfertigen, womit er zu gleicher Zeit mit der Garnison reden, und seinen Truppen Befehle ertheilen wollte. Der Preußische Commandant, General Salmuth, wartete jedoch diesen Versuch nicht ab. Er hatte funfzehn Wochen lang die Blokade ohne Hoffnung eines Entsatzes ausgehalten, außerhalb die Feinde beobachtet, und innerhalb mit Meutereien gekämpft. Jetzt

war es aufs äußerste gekommen, und nun capitulirte er. Die aus 800 Mann bestehende Besatzung erhielt einen freien Abzug mit allen Ehrenzeichen, worauf diese Festung von Französischen Truppen besetzt wurde.

Durch diese Convention verlor Friedrich auf einmal eine Hülfarmee, die bisher die Franzosen im Felde beschäftigt hatte, und nun konnten diese ihre ganze Macht wider ihn allein wenden. Friedrich, den die Folgen der Schlacht bei Kollin noch hart drückten, war durch diese Betrachtungen so bewegt, daß er dem König von England in einem Briefe über seine vorhabende Neutralität bittere Vorwürfe machte. Es hieß darin: „Nie würde ich die Allianz mit Frankreich aufgegeben haben, wenn mich die vielen schönen Versicherungen Ew. Majestät nicht dazu vermocht hätten. Ich bereue den geschlossenen Tractat nicht, aber Sire! lassen Sie mich nicht aus Kleinmuth der Gnade meiner Feinde, nachdem Sie ganz Europa wider mich aufgebracht haben.“ Dieser Brief blieb ohne Antwort. Georg ließ ihm Subsidien antragen: Friedrich verwarf das Geld, und verlangte Englische Soldaten, zu deren Absendung das Britische Ministerium sich damals noch nicht entschließen konnte.

Hannover war jetzt von den Franzosen besetzt, desgleichen das von den Preussen geräumte Herzogthum Cleve, dessen Civil-Administration aber den Oesterreichern überlassen wurde. Man gab sich die Mühe, es als ein verlassenes Land zu betrachten, das keinen Herrn hätte. Dem Operations-Plan gemäß sollte der Herzog von Orleans mit einer Armee von 24,000 Mann Cassel belagern, und überhaupt die Hessischen Länder erobern; auf die Nachricht aber, daß man sich ohne Widerstand unterwerfen wolle, hielt er die bloße Besiznehmung seines Ruhms unwürdig; er übergab daher dem Marquis Contades das Commando. Dieser General bemächtigte sich nun des Landes, und ließ den Hessischen Ministern, die auf eine Capitulation antrugen, melden, daß ein unbedingter Gehorsam gegen die Befehle seines Monarchen das einzige Mittel sey, dessen Gewogenheit und Gnade zu erlangen. Die Residenz-Stadt Cassel wurde dem Hrn Julius förmlich den Franzosen übergeben, die hier ein Magazin und ein Feldhospital anlegten. Durch diese fret-

willige Unterwerfung gewannen die Hessen doch nichts; denn sie wurden gleich als Feinde behandelt. Man schrieb ohne Verzug Lieferungen aller Art aus, welche die Kräfte dieses ohnehin nicht reichen Landes sehr bald erschöpften. Der Landgraf, um kein Augenzeuge dieser Tyrannei in seiner eigenen Residenz zu seyn, hatte sich nach Hamburg begeben, wo er auch den größten Theil des Krieges blieb.

Die Civil-Proceduren der Franzosen waren jedoch noch gemäßigt gewesen, so lange der Marschall Etrées das Ober-Commando geführt hatte. Er zeigte bei allen Vorfällen seinen Edelmuth sowohl als seine Kriegs-Talente; auch theilte er der Universität Göttingen seinen Schutz in einem Schreiben, eben so ehrenvoll für den Feldhern, in einem diese berühmte Academie. Jetzt aber, in Ungnade gefallen, mußte er auf ein Königliches Schreiben aus Versailles das Commando dem Herzog von Richelieu übergeben. Etrées gehorchte dem Befehl, und zeigte dabei ein so edles Benehmen, daß jedermann, selbst Richelieu, davon gerührt wurde, und seinem König schrieb, Etrées habe ihm seine Kriegs-Entwürfe und Dispositionen als ein Staatsbürger und Freund mitgetheilt, das Commando aber als ein Held übergeben.

Eine der ersten Operationen des Richelieu war, Braunschweig und Hannover in Besiz zu nehmen. Beide Länder hatten sich, so wie Hessen unterworfen, und da die Franzosen die Städte Braunschweig und Wolfenbüttel besetzten, so wurde dem Herzog zu seiner Residenz die Stadt Blankenburg überlassen, die man für neutral erklärte. Dahin ging dieser Fürst sofort mit seiner Familie, und empfahl durch eine öffentliche Erklärung seiner Unterthanen, die Franzosen als ihre Freunde zu betrachten. Richelieu zog in Hannover wie im Triumph ein. Von hieraus schickte er viele seiner besten Truppen zur Armee des Prinzen Soubise, der nur mit seinem Heere, unter dem auch viele Schweizer waren, in Verbindung mit den Reichsvölkern auf Sachsen losrückte. Richelieu selbst fiel mit seinem Heere in die Preussischen Provinzen ein, und bedrohte Magdeburg mit einer Belagerung. Friedrich hatte die Garnison dieser Hauptfestung mit den sechs Bataillons verstärkt, die bei Cumberland's Armee ge-

standen, aber kurz vor der berücktigten Convention abgerufen worden waren, da der König bei den höchst unüberlegten Maßregeln dieses Feldherrn die Unfälle in Hannover voraus sah.

Der Krieg hatte nun ein Jahr gedauert; allein ungeachtet der so sehr verschiedenen Nationen und Völkerschaften, die den Kampfplatz mit ihren Schaaren bezogen, war er noch nicht durch Grausamkeit bezeichnet worden. Richelieu aber gab jetzt hiezu die erste Losung. Er ließ die Städte und Dörfer entweder auslöndern und verheeren, oder bedrohte sie mit Feuer und Schwerdt, um von den wehrlosen Einwohnern unerschwingliche Contributionen zu erpressen. Die Excese dieser jetzt nicht mehr in Zaum gehaltenen Franzosen waren so groß, daß sie fast den Greueln der Kosaken gleich kamen. Reiche Leute wurden auf ausdrücklichen Befehl vornehmer Officiere jämmerlich geprügelt, um Brandschatungen für ihre Mitbürger zu bezahlen; man spielte mit dem Leben der Menschen. Nichts war bei diesen Truppen gewöhnlicher, als unschuldige Personen aus ungegründetem Verdacht, ohne einen Schatten von Beweis, als Spione aufzuhängen. Viele hundert Deutsche, ohne Rücksicht auf Geburt, Stand, Alter und Verhältnisse, hatten im Laufe des Krieges dieses Schicksal.

Das Losungswort des neuen Französischen Feldherrn war: Erpressungen, nicht sowohl für den Dienst seines Königs, als für sich selbst. Geschützt durch die königliche Geliebte, die Marquise Pompadour, erlaubte er sich die unedelsten Handlungen, und ordnete nicht selten die Kriegsoperationen so, wie es sein Privatnuhen erforderte. Von allen Heerführern, die in diesem Kriege commandirten, bereicherte sich auch keiner von irgend einer Nation so, wie Richelieu. Er verbarg es auch so wenig, daß er sich noch vor geendigtem Kriege in Frankreichs Hauptstadt einen prächtigen Pallast bauen ließ, den die Pariser le Pavillon d'Hannovre nannten.

Es trat noch ein neuer Feind gegen den König auf, der ihm nicht gleichgültig seyn konnte. Dies war der Herzog von Württemberg, Beherrscher eines schönen, von einem kriegerischen Volke bewohnten Landes. Nicht zufrieden, sein

Contingent an Soldaten zur Reichs-Armee zu senden, hatte er alle seine Truppen in Französischen Sold gegeben, um für Oesterreich zu fechten. Diese Soldaten aber, die als Protestanten gewohnt waren, den König von Preußen als den Beschützer ihrer Religion zu betrachten, zeigten große Unzufriedenheit mit den Maaßregeln ihres Herzogs. Ihr Murren brach endlich in Meuterei aus, als 4000 Mann im Monat Junius vor dem Französischen Commissarius in Stuttgart die Musterung passiren sollten. Sie schrieten laut, man hätte sie verkauft, drangen durch die Thore, feuerten auf die Officiere, die sie aufhalten wollten, und gingen haufenweise am hellen Tage davon. Nur 1000 Mann blieben zurück. Der Herzog, der sich bei der Oesterreichischen Armee befand, eilte nach Stuttgart, ließ neue Truppen werben, und besänftigte die alten durch das Versprechen, sie selbst in Person zu commandiren, und so führte er im August dem Kaiserlichen Heere 6000 Mann zu. Diese Vermehrung von bewaffneten Schaaren, die von allen Seiten herbeizogen, geschah zu einer Zeit, da die Preussischen Truppen durch Schlachten und zahlreiche Gefechte sehr vermindert waren.

Friedrich theilte sein Heer nun in viele Corps, um den verschiedenen Armeen, die auf Sachsen und den Mittelpunkt seiner Staaten anrückten, Hindernisse in den Weg zu legen. Da er sein Hauptheer unter dem Herzog von Bayern zur Deckung Schlesiens bestimmte, so behielt er selbst nur 18,000 Mann bei sich, und auch diese kleine Armee wurde durch Detachements (Sendeschaaren) beständig geschwächt, so daß er bei Erfurt in der Nähe des Französischen Heeres nicht 10,000 Mann bei sich hatte. Um nun die große Schwäche dem Feinde zu verbergen, ließ der König seine Truppen nicht lagern, sondern in Dörfern cantonniren, und oft die Quartiere wechseln, wobei die Namen der Regimenter, um die Spione zu betrügen, jedesmal verändert wurden. Er schränkte sich jedoch nicht bloß auf Vertheidigung ein, sondern ging allenthalben, wo sich die Gelegenheit vortheilhaft zeigte, angreifend zu Werke. Der Oberst Mayer war schon gleich nach der Schlacht von Prag mit 2000 Mann nach Franken geschickt worden, um sowohl die Reichsstände in Furcht zu setzen, als auch die Vereinigung der aus allen Gegenden

Süd-Deutschlands sich zusammenziehenden Reichs-Truppen zu verzögern, und den in Regensburg tobenden Reichstags-Männern den unternehmenden Geist der Preußen zu zeigen. Er fiel ins Bisthum Bamberg ein, sammelte Contributionen, durchstrich den Fränkischen Kreis, und drang in die Ober-Pfalz. Diese unerwartete rasche Operation wirkte auf die Reichs-Versammlung so sehr, daß viele der Abgeordneten, die sich wider Preußen am heftigsten erklärt hatten, sich jetzt in größter Eil zu retten suchten.

Auch der Kurfürst von Baiern, nebst andern Reichsfürsten, die jetzt die Preußen zu allem fähig hielten, geriethen in Unruhe, behaupteten, sie hätten keinen Krieg mit dem Könige, und wünschten mit Friedrich in Unterhandlung zu treten. Der Zeitpunkt war nahe, wo man ernsthaft daran dachte, das mit Theresia gemachte Reichs-Bündniß zu vernichten; allein die Niederlage von Kollin veränderte alles. Mayer bedrohte indeß Nürnberg, und verlangte die Neutralität der Stadt, die auch zugestanden wurde; ja der ganze Kreis hätte sich neutral erklärt, wenn das Preussische Corps nur etwas stärker gewesen wäre. Die Schwäche desselben aber reizte zu Vertheidigungs-Anstalten, und zu dem Entwurf, den Preußen den Rückweg abzuschneiden. Man zog von allen Seiten Truppen zusammen, die Mayer nicht abwarten wollte. Nachdem er also den vorgesehten Endzweck erreicht hatte, marschirte er zurück, ließ die Brücken hinter sich abbrechen, schlug sich durch ein Corps Würzburger und Bamberger Truppen, die ihn aufhalten wollten, und so kam er endlich nach Böhmen. Er hatte bei seinem Abzuge aus Franken Geißeln mitgenommen, worunter sich auch zwei Nürnberger Patricier befanden. Der Wiener Hof bediente sich sehr geschickt dieser Gelegenheit, um den Reichsständen die Befehlsmüdigung ihrer Kriegs-Maasregeln zu empfehlen. Die Kaiserliche Ermahnung war auch nicht fruchtlos. Mayer wurde darin für einen Völschwicht, und seine Truppen für Landsreicher erklärt, die man zu haschen suchen mußte, um sie als Nordbrenner zu bestrafen.

Die Kaiserlichen benutzten indeß die Zerstreuung der Preussischen Armeen, und der General Haddick wagte sich mit 4000 Mann bis an die Thore von Berlin. Diese Resi-

denz, ohne Wall, zum Theil ohne Mauern, und nur mit Pallisaden versehen, war damals mit 2000 Mann Land-Miliz besetzt, wozu einige hundert Rekruten und andre von den Feldtruppen zurückgelassene Soldaten kamen. Die Königl. Familie hatte sich gleich nach eingegangener Nachricht von der Annäherung der Feinde nach Spandau begeben. Man hatte also in dieser Lage nichts von einem fliegenden Corps zu befürchten, das aller Mittel beraubt war, die Königsstadt zu ängstigen, und in steter Sorge stand, abgesehen zu werden. Haddick ließ die Stadt aufordern, und griff fast zu gleicher Zeit das Schlesiſche und Kottbusser Thor an. Die Pallisaden am erstern wurden niedergeschossen, und nun drangen die Oesterreicher mit hellem Haufen in die dort befindliche Vorstadt ein. Die Einwohner zeigten sich des Brandenburgischen Namens würdig. Ganze Gewerke wollten sich vereinigen, und erboten sich die Feinde zu verfolgen; allein die geringe Kriegserfahrung, und der Kleinmuth des Commandanten, General Rochau, der auch deshalb von den Weibern und Gassenbuben verspottet wurde, wollte keine Versuche dieser Art gestatten. Es kam bloß in der Köpenicker Vorstadt zwischen einem Commando Preussischer Soldaten und den Oesterreichern zu einem unbedeutenden Scharmügel, wodurch nichts entschieden wurde.

Die Nachricht von der Annäherung des Fürsten Moriz von Anhalt-Deſſau beunruhigte jedoch die Feinde bei Berlin außerordentlich. Haddick, der die Gefahr des Verzugs kannte, war mäßig in seinen Forderungen, und diese wurden endlich zugestanden, nicht sowohl aus Furcht, sondern um der Unruhe geschwind ein Ende zu machen. Die anfangs geforderten 600,000 Reichsthaler wurden auf 200,000 herabgesetzt. Haddick erhielt dabei für sich ein Geschenk von 12,000, und sein Adjutant, der Oberst Ried, ein anderes von 3000 Reichsthalern an Gelde, nebst allerlei Kleinodien; dafür bekam die Stadt einen von Haddick unterzeichneten Revers, daß die Oesterreichischen Truppen nie wieder Berlin auf diese Weise heimsuchen sollten. Nachdem alles verabredet war, bat sich Haddick vom Magistrat zwei Duzend mit dem Stadt-Wappen gestempelte Damen-Handschuh aus, womit er seiner Kaiserin ein Geschenk machen wollte. Man brachte ihm die

Gelder und die Handschuh, und nun marschirte er in größter Eil ab. Er hatte auch keinen Augenblick zu verlieren; denn wenig Stunden nachher traf der General Seydlitz mit 3000 Mann in Berlin ein, dem am folgenden Tage das ganze Corps des Prinzen Moriz von Dessau folgte. Auch der König hatte sich in Bewegung gesetzt, um dem verwegenen Gaddick den Rückzug abzuschneiden, der aber das Glück zum Führer hatte, von der Landstraße entfernt, auf Abwegen mit forcirten Märschen davon floh, und so seinen Feinden entging.

Im Königreich Preußen war indessen auch die Kriegsscene von den Russen auf eine schreckliche Weise eröffnet worden. Das Ministerium in Petersburg war zwar dem Englischen Hofe ergeben; allein die bestimmte Willensmeinung der Kaiserin Elisabeth vereitelte alle Bemühungen der Engländer, Rußland von Oesterreich zu trennen. Friedrichs Demüthigung und die Eroberung des Königreichs Preußen waren die Grundsäulen des jetzigen Russischen Systems, dessen standhafte Befolgung im Cabinet zu Petersburg unwiderstehlich beschloffen wurde.

Die Russen kamen daher im Monat Junius, unter Anführung des Feldmarschalls Apragin, über 100,000 Mann stark in Preußen an. Nach einem fünfägigen Bombardement wurde Memel eingenommen. Die 800 Mann starke Besatzung sollte vermöge der Capitulation freien Abzug erhalten; man brach aber diesen militairischen Ehren-Vertrag, und die meisten dieser betrogenen Preussischen Soldaten waren gezwungen, entweder in Russische Dienste zu treten, oder nach Rußland zu wandern. Dies letztere Schicksal hatten auch eine Menge friedfertiger Einwohner von Preußen, besonders Fabrikanten und Ackerleute. Die Russen schleppten sie nebst ihren Weibern und Kindern fort. Das Wehklagen der Unglücklichen half nichts; sie mußten die väterliche Erde verlassen, um die öden Provinzen einer damals barbarischen Nation zu bevölkern.

Die leichten Truppen der Russen, 12,000 Mann stark, Kosaken, Kalmücken und Tartaren, verheerten indessen das Land mit Feuer und Schwerdt, und zwar auf eine Art, die seit den Zeiten der Hunnen nicht in Europa erlebt worden

war. Diese Unmenschen mordeten oder verstümmelten unbewaffnete Leute aus satanischer Lust. Man hängte sie an Bäume auf, oder schnitt ihnen Nasen und Ohren ab; Andern wurden die Beine abgehauen, der Bauch aufgeschnitten, und das Herz herausgerissen. Sie zündeten aus rasendem Muthwillen Dörfer und Flecken an, und um die Menschen mit lebendig zu verbrennen, schlossen sie manchmal einen Kreis um den zur Verheerung geweihten Ort, ehe sie ihn in Brand setzten. Die Gräber wurden zerstört, und die Gebeine umhergestreut, Edelleute und Prediger mit Kantschuben zerfleischt, nackend auf glühende Kohlen gelegt und auf allerhand Art gemartert. Man nahm den Aeltern ihre Kinder weg, oder ermordete sie vor ihren Augen. Eine Menge Menschen flüchtete nach Danzig, wohin auch das Königl. Archiv aus Königsberg gebracht wurde.

Friedrich erhielt diese trostlosen Nachrichten zu einer Zeit, da jeder Tag für ihn mit Unglück begleitet war. Eben so sehr wie er sein Schwerdt gegen seine Feinde brauchte, bediente er sich auch seiner Feder. Ueberhaupt war die seltsame Mischung von zahlreichen Manifesten (Rechtfertigungsschriften) und Mordscenen eine der Eigenheiten dieses außerordentlichen Krieges. Man bot gegen einander alles auf, was körperliche und Geisteskräfte zu leisten vermochten. Nie wurden in einem Kriege so viel Schlachten geliefert, aber auch nie so viel Manifeste herausgegeben, als in diesen Tagen des allgemeinen Jammers. Große Monarchen wollten dadurch ihre auffallenden Handlungen vor allen Nationen rechtfertigen, um die Achtung selbst solcher Völker nicht zu verlieren, deren Beifall sie leicht entbehren konnten. Dies war der Triumph der Aufklärung, die in diesen Zeiten anfang ihr wohlthätiges Licht über Europa zu verbreiten.

Der in Preußen commandirende Feldmarschall Lehwald, dem Friedrich freie Hand gelassen hatte, nach Umständen zu verfahren, konnte den Feinden nur 24,000 Mann entgegenstellen. Mit diesen aber griff er sie den 30sten August bei Groß-Jägerndorf in ihren Verschanzungen an. Das Glück erklärte sich anfangs ganz für das kleinere Heer, das diesmal nicht, um den Ehrgeiz eines Monarchen zu befriedigen, sondern gegen barbarische Völker für seinen eignen Heerd, für

Leben

Leben und Wohlfahrt stritt. Die Preußen kämpften wie die Löwen; selbst ihre Dragoner und Husaren bestämten die feindlichen Batterien, und wetteiferten mit der Infanterie, die trotz des sehr nachtheiligen Terrains alles besiegte. Diese braven Truppen hatten schon viele Russische Kanonen erobert, die feindliche Cavallerie über den Haufen geworfen, ein Russisches Grenadier = Corps in einem Walde aufgerieben, und einen Flügel der Haupt = Armee völlig geschlagen, als ihnen der Sieg auf einmal entrissen wurde. Die Russen hatten einige auf dem Schlachtfelde liegende Oerter in Brand gesteckt; der Rauch und Dampf derselben führte die Preußen irre; sie geriethen in Unordnung, und nun wurden sie von dem mehr als dreifach stärkeren feindlichen Heer überflügelt, da sie denn in der größten Ordnung, von ihren Dragonern und Husaren gedeckt, zurückmarschirten. Das zweite Treffen der Preußen feuerte, durch den Rauch betrogen, auf das erste, und nun wurde die Verwirrung außerordentlich. Sehwald hatte jetzt eben das gute Glück, wie Friedrich bei Kollin. Man ließ ihn ungeführt abziehen. Sein Verlust in dieser Schlacht, die zehn Stunden gedauert hatte, war an Todten, Verwundeten und Gefangenen nur 1400 Mann nebst dreizehn Kanonen. Die Russen hingegen hatten über 7000 Mann verloren. Ihr Sieg aber brachte ihnen keinen Nutzen. Sie hatten keine Hoffnung, für ihre ungeheure Armee in dem zur Einöde gemachten Preußen Unterhalt zu finden. Pragitz wurde überdies durch Befehle aus Petersburg zu einem Rückzuge vermocht (den der Russische Groß = Kanzler Bestuchef bewirkte, der, bestochen durch Englisches Gold, sich auch dem Großfürsten Peter, dem künftigen Thronfolger des Reichs und dem Freunde Friedrichs, verbinden wollte), und marschirte, nachdem er nur 10,000 Mann zur Besatzung von Memel zurückgelassen, wenig Tage nach der Schlacht mit allen übrigen Truppen davon. Dieser Rückzug war ganz einer Flucht ähnlich, und geschah so übereilt, daß 15,000 Verwundete und Kranke, achtzig Kanonen, und sehr viel Kriegs = Geräthschaften zurückbleiben mußten. Der Zug ging in zwei Colonnen, und beide Marschronten wurden durch Feuer, Plünderung, und alle nur ersinnliche Grausamkeiten bezeichnet. Alle Städte, Flez-

ken und Dörfer, wo diese höllischen Schwärme hinkamen, gingen in Rauch auf, und die Landstraßen waren mit Leichnamen von Menschen und Pferden bedeckt. Die zur äußersten Verzweiflung getriebenen Preussischen Bauern wehrten sich, und machten dadurch ihr Unglück noch größer. Die geschlagenen, aber nicht überwundenen Preußen verfolgten die Russen bis an die Gränze von Friedrichs Staaten.

Bei diesem Abzuge ereignete sich ein besonderer Zufall. Der König von Preußen erhielt einen Allirten, auf den er wohl nie hätte denken können, der ihm hier einige tausend Kalmucken gänzlich vom Halse schaffte. Dieser thätige Bundesgenosse waren die Blattern. Die Kalmucken, die ohne diese schreckliche Seuche in ihrem Lande gelebt hatten, lernten sie hier zu ihrem Erstaunen kennen. Sie fand sich auch unter diesen Halbwilden ein, und viele wurden davon das Opfer. Selbst ihr Anführer wurde davon befallen, und nun war nichts fähig sie länger aufzuhalten. Die ganze Kriegsschaar dieses wilden Volks ging nach ihrer Heimath zurück, und nur einige wenige Kalmucken, bei denen die Raubsucht alle andre Betrachtungen unterdrückte, blieben bei der Russischen Armee, und kamen mit nach Deutschland.

Diese Nation, die jetzt zum erstenmal gegen die Deutschen zu Felde zog, war von allen Feinden Friedrichs die wildeste, eben so unwürdig, wider einen cultivirten Staat geführt zu werden, als ein disciplinirtes Heer zu unterstützen. Unfähig, durch ihre Waffen dem Heere Siege zu erleichtern, mußte dieses vielmehr durch ihre Verwüstungen leiden, und den Schandfleck der begangenen Greuel mit diesen Horden theilen, die dem Stande der Wildheit näher als dem Stande der Barbarei sind. Diese Kalmucken wohnen am Caspischen Meer und dem Flusse Wolga. Sie sind ein freies Volk, stehen aber unter Russischem Schutze, wofür sie, wenn die Beherrscher dieses Reichs es verlangen, zu Felde ziehen müssen. Sie bekommen keinen Sold, allein jeder erhält jährlich einen Rubel, und einen Pelz von Schaaffellen. Sie sind eigentlich Nomaden, und haben weder Städte noch Dörfer. Ihre Wohnungen sind Zelte von Filz. Mit diesen zieht sie beständig herum, je nachdem sie an einem Orte für ihr vieles Vieh, worin ihr ganzer Reichthum besteht, Fütterung finden.

Sie sind außerordentlich häßlich, und sehen alle einander so ähnlich, daß es sehr schwer ist, einen von dem andern zu unterscheiden. Ihr Gesicht ist platt, und betnahe viereckig. Die Augen sind, gleich den Chinesen, sehr klein, und liegen tief im Kopf. Die Nase ist breit gedrückt, Mund und Ohren sind außerordentlich groß, und letztere vom Kopfe abstehend. Sie führen Bogen und Pfeile, mit denen sie unglaublich weit und gewis schießen. Ihre Religion ist die Dalailamische.

Die Kosaken sind von den Kalmücken sehr unterschieden. Man berechnet alle ihre Völkerschaften auf 700,000 streitbare Männer. Es ist eigentlich eine Gränz = Miliz, und ihre Bestimmung ist, den südlichen Theil des Russischen Reichs gegen die Anfälle der Tartaren und anderer wilden Völker zu decken. Ihre Kleidung ist Polnisch, aber gewöhnlich zerlumpt, und ihre Waffen sind ein halbgekrümmer Säbel, eine Kugelbüchse, ein Paar Pistolen, und eine zehn bis zwölf Fuß lange mit einem spitzigen Eisen versehene Lanze. Ihre Religion und Sprache ist Russisch. Sie haben nur einen einzigen Stand, und sind folglich alle gleich; auch machen sie einen eigenen Staat aus, und genießen gewisse Vorrechte, die mit der Russischen Sklaverei seltsam contrastiren, und die man selbst in Europa groß nennen würde. Sie wohnen in großen Dörfern, wobei sie etwas Ackerbau, vornehmlich aber Viehzucht treiben, und mit Pferden handeln. Diese sind zwar nur klein, aber dauerhaft, wohlgeübt und schnell. Ein jeder Kosak hat deren zwei im Felde. Auch militairische Ehre herrscht bei dieser Nation, daher sich kein Kosak mit Stockprügeln bestrafen läßt, dagegen aber Peitschenhiebe als eine ehrenhafte Züchtigung geduldig erträgt.

Friedrich, der die Russen auf immer entfernt glaubte, rief nun den Feldmarschall Lehwald aus Preussen ab, mit Befehl, gegen die Schwedische Armee zu marschiren. Diese, nach Deutschland übergeschifft, ging den 13ten September über die Peene, einen kleinen Fluß, der Preußisch - Pommern vom dem ehemaligen Schwedischen Antheil absondert, und nahm Besitz von Anklam, Demmin, Pasewalk und andern Städten, die sämmtlich keine Besatzungen hatten. Ihr größtes Augenmerk war jedoch auf Stettin gerichtet, auf diese

wichtige mit Truppen wenig versehene Stadt, die eine leichte Eroberung versprach. Die Schweden gaben nur Manifeste heraus, worin sie als Eroberer des Preussischen Vor-Pommerns sprachen, die Unterthanen von ihrem dem König von Preußen geleisteten Eide los sagten, und sie einluden, sich mit ihnen zu verbinden; dabei behaupteten sie, daß Schweden, als Bürge des Westphälischen Friedens, an diesem Kriege nothwendig Theil nehmen müsse.

Diese Französischen Bundesgenossen waren damals 22,000 Mann stark, worunter sich 4000 Mann Cavallerie befanden. Der kriegerische Muth der Schweden drohete den Preußen einen fürchterlichen Feind; allein nie wurde wohl die Ehre einer Krone und der Ruhm braver Truppen so vorzüglich aufs Spiel gesetzt, als bei dieser Gelegenheit. Die Ausrüstung der Schwedischen Armee in allen ihren Theilen, so wie sie damals in Deutschland anlangte, war eine wahre Satyre auf die neuere Kriegskunst. Soldaten, in Reich und Glied gestellt, wohlgeübt und voll Begierde zu fechten, waren da, allein sonst fehlte auch Alles. Kein Feld-Commissariat; keine Feld-Bäckerei; keine Magazine; keine Pontons; keine leichte Truppen, und keine Subordination. Hiezu kamen Anführer, die nicht unerfahren in der Kriegskunst, denen aber jeder Schritt vom Schwedischen Reichsrath genau vorgeschrieben war; Generale, die unter einander nicht harmonirten, und denen man bei jeder Unternehmung mit Verantwortung der Folgen drohete. Auf diese Weise ist es erklärbar, wie die Krieger eines Volks, das mehr als einmal das Schicksal von Deutschland mit dem Schwerdt entschied, und im Westphälischen Frieden Europa Gesehe gab, ohne ihre kriegerische Tugenden verloren zu haben, nach fünf Feldzügen, ruhmlos und verspottet wieder nach ihrer Heimath zogen.

Der Mangel an leichten Truppen war Ursach, daß die Schweden oft die besten Entwürfe aufgeben mußten; denn die Preußen neckten sie mit einer Hand voll Leute auf allen Seiten, und schnitten ihnen beständig die Zufuhren ab. Tief in die Preussischen Staaten konnten sie wegen fehlender Magazine und Pontons nicht eindringen, und ihrer Vereinigung mit den Französischen, Russischen oder Oesterreichischen Ar-

meen, woran immerfort gearbeitet wurde, standen so mancherlei Hindernisse im Wege, daß sie auch nicht ein einziges mal versucht wurde. Das Schwedische Kriegs-Theater war daher in einen kleinen Winkel von Nord-Deutschland eingeschränkt. Diese Truppen tummelten sich in Pommern und einem Theil der Mark herum, ohne irgend etwas Großes zu unternehmen, und hiebei blieb es den ganzen Krieg hindurch, worin sie eigentlich nur figurirten; dennoch thaten sie großen Schaden. Eine ihrer ersten Unternehmungen war ein Einfall in die Uckermark; eine arme Provinz, die ihnen innerhalb sechs Wochen an Contribution über 200,000 Reichsthaler zahlen mußte. Dies war doppelt so viel, als Friedrich in einem ganzen Jahre daraus zog. Die Exprobrationen sollten fortgesetzt werden, allein ein Zufall befreite dies Ländchen von den Feinden. Einige Hundert Schweden, die von Prenzlau zum Fouragiren ausgesandt, des Nachts durch ein Gebüsch marschirten, wurden von fünf Preussischen als Husaren verkleideten Postillons mit Pistolenschüssen begrüßt, wodurch einige Schweden verwundet wurden. Die Feinde glaubten, ganze Regimenter Husaren wären im Anzuge; sie eilten daher nach Prenzlau zurück, und am folgenden Tage verließen alle Schweden die Provinz. Bald nachher trieb sie Lehwald unter die Kanonen von Stralsund; aber auch hier glaubten sie sich nicht sicher, sondern flohen nach der Insel Rügen. Ein großer Frost, der die dahin führende Meeres-Arme mit Eis belegte, lud die Preußen zu einer glorreichen Unternehmung ein, deren glücklicher Erfolg nicht zweifelhaft war; allein der achtzigjährige Lehwald wollte nichts von kühnen Versuchen hören, sondern begnügte sich mit den erlangten Vortheilen und 3000 Schwedischen Gefangenen, die in wenig Wochen in seine Hände gefallen waren.

Der Herzog von Richelieu verlustete indessen mit den Französischen Truppen die Staaten von Hannover und Hessen. Friedrich, den es kränkte, die Franzosen, die er so sehr liebte, als seine Feinde zu betrachten, schrieb an ihn sehr höflich, und machte ihm den Antrag, Unterhandlungen zu einem Frieden mit seinem Hofe einzuleiten. Richelieu antwortete. Da man aber in Paris zu einem gütlichen Vergleich nicht geneigt war, so beschloß der König, durch seine Thaten

sich an der Seine Achtung zu erzwingen. Er suchte die vereinigten Franzosen und Reichsvölker zu ekrer Schlacht zu bringen, und rückte ihnen entgegen. Seine Lage war in der That schrecklich. In der Nähe und in der Ferne Feinde, die sich beständig mehrten, Vergebens waren seine Siege, und vergebens floß das Blut seiner tapfern Krieger. Die gigantische Macht der Gegner wuchs beständig, und trozte den Niederlagen. Es war das Haupt der Hydra. Hatte er eine Armee geschlagen, so rückten ihm zwei entgegen. Ein Reichs-Schluß hatte ihn als einen Feind des Germanischen Reichs, den man vernichten mußte, ausgezeichnet. Der Vorsatz und die Macht, ihn zu Boden zu drücken, war stärker als jemals, und seine Hoffnung nie schwächer. Dennoch war seine Heiterkeit in eben diesem Zeitpunkt so groß, daß er sein Testament in Französischen Versen machen konnte. So gerecht aber auch seine Besorgniß war, der Menge unterzuliegen, so nahm er doch alle Maaßregeln zu überwinden. Seine durch so viele Treffen geschwächte Armee war nur 22,000, die seiner jetzt vor sich habenden Feinde aber 60,000 Mann stark. Sie hatten schon in der Mitte des Septembers eine Probe der Preussischen Thätigkeit bei Gotha erfahren. Die ganze Generalität der Franzosen mit ihrem Heerführer Soubise an der Spitze, und 8000 Mann hatten diese Stadt zu ihrem Recreations-Ort ausersehen, um sich von den Strapazen des Krieges etwas zu erholen. Beim Herzoglichen Hofe war große Cour, und auf dem Schlosse hatte man gewaltige Zubereitungen gemacht, die bewaffneten hohen Gäste wohl zu bewirthen. Es war eben Mittagszeit, die Tafeln waren gedeckt, und die Franzosen zeigten den besten Appetit, als der Preussische General Seydlitz mit 1500 Reitern vor den Thoren von Gotha erschien. Die 8000 Franzosen dachten an keinen Widerstand; sie verließen die rauchenden Schüsseln und blinkenden Schenkfische, und eilten aus der Stadt. Seydlitz, der an die Verfolgung der Feinde wegen seiner äußerst ermüdeten Truppen nicht denken konnte, nahm nun mit seinen Officieren die Plätze an der Herzoglichen Tafel ein; eine sonderbare, vielleicht einzige Begebenheit, daß ein großes Hof-Gastmahl von Kriegs-Befehlshabern der einen Partei angefangen, und von denen der andern

Partei geendigt wurde. Nur wenige Soldaten wurden zu Gefangenen gemacht, aber desto mehr Kammerdiener, Lakaien, Köche, Friseurs, Feld-Paters und Comddianten, die damals von einer Französischen Armee unzertrennlich waren. Die Equipage vieler Generale fiel den Preußen in die Hände, worunter man ganze Kisten von wohlriechenden Wassern und Pomaden, desgleichen eine Menge Pudermäntel, Haarbeutel, Sonnenschirme, Schlafböcke und Papagayen fand. Seydlitz überließ seinen Husaren diese Toiletten-Beute, den galanten Troß aber schickte er ohne Lösegeld zurück.

Die Franzosen waren so zufrieden, als ob sie ein Treffen gewonnen hätten, da sie sich wieder in dem Besitz ihrer verlorenen dringenden Bedürfnisse befanden. Der Prinz Soubise brannte vor Begierde sich zu rächen; besonders nachdem er erfahren, daß Seydlitz diese Unternehmung bloß mit zwei Regimentern gewagt hatte. Der Prinz von Hildburghausen, der als Reichs-Feldmarschall eben zu den Franzosen gestoßen war, schlug sogleich vor, die Preußen wieder aus Gotha zu vertreiben. Man wählte zu dieser Unternehmung den Kern beider Armeen, alle Grenadiere und alle leichte Truppen, wozu noch die Oesterreichische Cavallerie, und Laudon mit seinen Kroaten stießen. Diese anrückende Armee aber sah zu ihrem großen Befremden, daß Seydlitz in Schlachtordnung stand; dabei war seine Stellung so künstlich, daß die Feinde glaubten, die ganze Preussische Armee vor sich zu haben, daher sie sich, ohne zu schlagen, zurückzogen.

Wurde je in einem Kriege der mit Frohlocken verbundene Name Hülfsvölker entehrt, so war es in diesen blutigen Feldzügen, wo man nicht die geringste Rücksicht auf Bundesgenossen nahm, vielmehr sie verspottend ihr Elend vermehrte. Die Franzosen behandelten Sachsen wie ein feindliches Land. Fourage, Proviant, Mahlzeiten für die Soldaten mit Ueberfluß verbunden, ja selbst Geld an die Befehlshaber, wurden von diesen Allirten mit Gewalt erpreßt, wobei man drohte, im Weigerungsfall Städte und Dörfer zu verheeren. Es geschah ohnehin. Ganze Gegenden wurden rein ausgeplündert. Unter andern hatten die in der Nähe von Freiburg liegenden Dörfer, Branderoode, Bolgstädt, Scheiplig, Größt, Zanschfeldt, und andre, zwanzig an der

Zahl, dies harte Schicksal. Im ersten Dorfe wurde das Schloß des Edelmanns, Namens Bose, auf Kosakenart verwüestet. Die kostbaren Meubeln, die zu schwer waren, um sie fortzubringen, wurden zerhauen, zerschnitten, die Weinfässer zerschlagen, und die Urkunden und Briefschaften aus rasender Bosheit in Stücken zerrissen. Diese von einem aufgeklärten Volke im achtzehnten Jahrhundert an Bundesgenossen verübten Greuel geschahen in Sachsen gegen Ende des Octobers, einige Wochen vor der Schlacht bei Rosbach.

Sobald Friedrich seine Stellung bei Erfurt verlassen hatte, um nach Sachsen zu gehen, ging Soubise über die Saale, und näherte sich Leipzig, mit der Aeußerung, daß er durchaus Sachsen von den Preußen befreien wollte. Der König rückte dem Feinde entgegen, der so übel postirt war, daß die Preussischen Husaren bis mitten ins Französische Lager drangen, Pferde herausholten, die Soldaten aus ihren Zelten rissen, und mit fortschleppten. Obgleich diese Verwegenheit genugsam bewies, daß sie mit keinem furchtsamen Feinde zu thun hatten, so war doch der Muth zu fechten bei den Franzosen sehr groß; sie hatten nur die einzige Besorgniß, daß der König ihnen entrinne möchte. Einige seiner Märsche und Stellungen bestätigten diese Vermuthung. Sie kannten seine schnellen Bewegungen, seine Mandvers und seine Kriegskunst überhaupt bisher bloß aus Erzählungen, die aber so wenig Eindruck auf sie gemacht hatten, daß sie es wagten, ihn auf einem Terrain anzugreifen, wo er seine tactischen Künste entwickeln konnte. Ihre Hoffnung war nicht bloß ihn zu schlagen, sondern seine ganze Armee aufzuheben. Man warf jedoch im Französischen Lager die Frage auf: ob es einer großen Armee auch Ehre bringe, sich mit einer so kleinen zu schlagen? Nie war ein kriegerischer Eigendünkel lächerlicher, und nie wurde er besser bestraft.

Es war am 5ten November bei dem Dorfe Rosbach in Sachsen, eine Meile von Lützen, wo Gustav Adolph für Deutschlands Freiheit schlug und starb, daß eine der sonderbarsten Schlachten geliefert wurde. Die mit den Reichstruppen verbundenen Franzosen stellten eine Armee von 60,000 Mann dar, die Preußen waren nur 22,000 Mann stark. Der König lockte die Franzosen durch eine zurückziehende

Bewegung aus ihrer vortheilhaften Stellung. Sie glaubten, er suche sich aus ihren Händen zu retten, und bemüheten sich daher, ihm in den Rücken zu kommen. Bei diesem Marsch erkönte ihre ganze Kriegsmusik siegesmäsig. Die Preußen ergöhnten sich daran, und wünschten nichts mehr, als sich sogleich zu schlagen; allein es war jezt besser, der Französischen Lebhaftigkeit das Deutsche Phlegma entgegen zu stellen. Während daß ein Theil der Französischen Armee dem Preussischen Lager gegen über stehen blieb, bemüheten sich die übrigen Truppen, Franzosen und Reichsvölker, dem Könige in die rechte und linke Flanke zu kommen. Friedrich, der sich wieder gelagert hatte, verließ sich auf die Geschwindigkeit, womit seine Truppen in Schlachtordnung konnten gestellt werden; er sahe daher den Bewegungen der Feinde gelassen zu, und ließ seine Linien nicht einmal ausrücken. Das Preussische Lager stand unbeweglich, und da es eben Mittag war, so waren die Soldaten mit ihren Mahlzeiten beschäftigt. Die Franzosen, die dies in der Ferne sahen, konnten ihren Sinnen kaum trauen; sie hielten es für eine dumpfe Verzweiflung, in der man selbst auf alle Vertheidigung Verzicht thut. Erst um zwei Uhr nach Mittag brachen die Preußen ihre Zelte ab, und setzten sich in Marsch, wobei der General Seydlitz mit der Cavallerie vorherzog. Die auß höchste gespannte Erwartung der Franzosen, die so schnell und für sie unbegreiflich vereitelt wurde, war die eigentliche Ursache des so geringen Widerstandes, und des panischen Schreckens, das diesen Tag so denkwürdig macht.

Seydlitz, dieser große Feldherr, der durch sonderbare Kunst einen Theil der Cavallerie zu Centauren gebildet hatte, da Mann und Pferd sich als ein Körper bewegten, und durch Verbindung mit der ganzen Masse Reiterei erstaunenswürdige Evolutionen (Schwenkungen) ausführten, entwickelte hier die Vortreflichkeit seiner Erfindung. Nachdem er, unter Begünstigung einiger Hügel, die das Mandver verdeckten, den rechten Flügel der Franzosen umgangen hatte, kam er mit der Preussischen Reiterei auf einmal hervor, und stürzte wie ein Donnerwetter mit künstlichen Evolutionen auf den hoffnungsstrunkenen Feind los, noch ehe dieser Zeit hatte sich zum Schlagen zu formiren. Was vielleicht nie auf

einem Schlachtfelde gesehen war, geschah hier; die leichte Reiterei griff die schwere Cavallerie an, und warf sie über den Haufen. Die Husaren mit ihren behenden Pferden waren verwegener genug, die Französische Gens d'Armerie anzugreifen. Weder der angeflammte Muth dieses edlen Corps, noch ihre colossalischen Rosse konnten hier entscheiden; sie wurden wie Spreu auseinander gestäubt. Es waren bei der Französischen Armee auch zwei Oesterreichische Cavallerie-Regimenter; diese versuchten einige Augenblicke Stand zu halten, aber vergebens. Alles wurde zurückgeworfen. Soubise ließ das Reserve-Corps vorrücken; allein kaum zeigte es sich, so wurde es auch aus dem Felde geschlagen. In eben dieser Zeit rückte die vorher so ruhig gebliebene Preussische Infanterie plötzlich in Schlachtordnung an, und empfing die Französische mit einem entsetzlichen Kanonenschuss. Hierauf folgte ein regelmäßiges Musketenschuss, wie bei Musterungen.

Die Französische Infanterie sah sich nun von ihrer Cavallerie verlassen, und von den Preußen vermöge einer geschwinden Schwenkung in die rechte Flanke angegriffen. In dieser bedrängten Lage hielt sie nur ein dreimaliges Feuer von den Preußen aus, und nun warf sie sich mit Ungestüm auf ihren linken Flügel, der einen in der höchsten Unordnung befindlichen ungeheuren Menschenklumpen darstellte. In dies Chaos stürzten einige Preussische Cavallerie-Regimenter, und wütheten entsetzlich. Ein sonderbarer Umstand gab hiezu die Veranlassung. Man hatte diesen Reitern, die größtentheils in der Mark Brandenburg zu Hause gehörten, den Tag zuvor erzählt, daß die Franzosen sich vorgefetzt hätten, ihre Winterquartiere in Brandenburg zu nehmen. Die Idee eines solchen Besuchs war für sie empfindend. Als daher in der Schlacht die vor der Cavallerie fliehenden Franzosen Quartier! riefen, und dies nach Deutscher Mundart aussprachen, hielten die Preußen dies Bittwort um ihr Leben für ein Gespötte, und deuteten es auf die erwähnten Winterquartiere in ihrem Vaterlande; sie schrien daher bei ihren Schwertschreien: „Ja wir wollen euch Quartier geben!“ Viele verloren durch dies Mißverständniß ihr Leben, bis Andre, mit der Deutschen Sprache bekannt, und durch die

Erwiederung belehrt, endlich das Wort Pardon gebrauchten, das denn auch bei den Reitern seine Wirkung that.

Es war sechs Uhr Abends, und schon ganz dunkel. Diese wohlthätige Finsterniß rettete den Rest dieser sonst dem Untergang gewidmeten großen Menschenschaar. Vergebens machte Soubise Französische, auf falscher Theorie beruhende Versuche. Seine Colonnen wurden mit leichter Mühe auseinander gesprengt, und nichts blieb übrig als eine allgemeine Flucht. Die Franzosen sowohl als die Reichs-Soldaten warfen ihre Gewehre weg, um sich desto geschwinder retten zu können. Nur einige Schweizer-Regimenter fochten noch eine Zeitlang, und waren die letzten auf dem Schlachtfelde.

Auch die so furchtbare Französische Artillerie war an diesem merkwürdigen Tage sehr unthätig gewesen. Sie hatte hundert Officiere, und mehr als tausend Artilleristen bei sich, die sich rühmten, daß, wenn auch ihre große Armee die Schlacht verlöre, sie solche mit ihrem Kanonenfeuer allein wieder gewinnen wollten. Der Sieg war indessen so geschwind entschieden, daß die Ueberwundenen selbst nicht einmal auf die Ehre eines starken Widerstandes Anspruch machten, sondern sich mit einem panischen Schrecken entschuldigeten; dabei unterließen die Franzosen jedoch nicht, den Reichs-Truppen alle Schuld beizumessen.

Nur sieben Bataillons Preußen konnten dem Feinde ihre Feuer zeigen. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig, der den rechten Flügel commandirte, und zehn Bataillons bei sich hatte, kam gar nicht zum Schlagen; denn die gegen ihn über stehenden Reichs-Truppen liefen gleich bei den ersten Kanonenschüssen davon. Durch diese mit Schande bezeichnete Flucht wichen sie der Schlacht aus, und überließen die Ehre oder Unehre dieses Tages ganz den Franzosen, die, auch abgefondert von ihren Bundesgenossen, allein fast doppelt so stark wie die Preußen waren. Die Schlacht dauerte nur anderthalb Stunden, und kostete den Franzosen 10,000 Mann, von denen auf dem Schlachtfelde 7000 zu Gefangenen gemacht wurden. Einige tausend andre fielen auf der Flucht in Preussische Hände, oder wurden niedergesäßelt. Viele sprangen in die Saale, um den sie verfolgenden Husaren zu entkommen. Das panische Schrecken war unter ihnen

so groß, daß sich ganze Haufen einzelnen Reitern ergaben. Die fliehende Cavallerie warf ihre Cuirasse und großen Reiterstiefeln von sich, so daß man damit die Straße nach Erfurt wie besäet fand. Der Französische Hof, der dem Marschall Etrees nach seinem Siege bei Hastenbeck das Commando genommen hatte, machte das Sonderbare dieses Tages dadurch vollkommen, daß er dem Prinzen Soubise für seine Niederlage bei Rosbach den Marschallstab ertheilte.

Schwerin starb einige Monate zu früh, und war also nicht so glücklich, diesen Preussischen Triumph zu erleben. Nach seiner oft geäußerten Meinung, die zum Theil auf alten Vorurtheilen beruhte, war es nur ein Sieg gegen die Franzosen, der den kriegerischen Ruhm der Preußen erhöhen konnte. Viele einzelne Züge vermehren die Merkwürdigkeit dieses Tages. Der König fand auf dem Wahlplatz einen Französischen Grenadier, der sich gegen drei Preussische Reiter wie ein Rasender vertheidigte, und sich nicht ergeben wollte. Friedrichs Befehl machte diesem ungleichen Kampf ein Ende. Er fragte den Grenadier, ob er sich denn unüberwindlich glaube. Dieser antwortete: „Ja, Sire, unter Ihrer Anführung.“ Der König ging auf dem Schlachtfelde herum, und tröstete die verwundeten Französischen Officiere, von denen er viele dem Namen nach kannte. Er sagte unter den schmeichelhaftesten Lobreden auf ihre Nation: „Ich kann mich nicht daran gewöhnen, die Franzosen als meine Feinde zu betrachten.“ Mehr bedurfte es nicht, den Edelmuth der unglücklichen Krieger zu beleben, die, gerührt durch diese Herablassung, ihn als den vollkommensten Eroberer begrüßten, der nicht zufrieden, ihre Körper bezwungen zu haben, nun auch ihre Herzen erobert hätte. Die Beute der Preußen war sehr groß. Unter andern fielen eine Menge Ludwigs-Kreuze den Preussischen Husaren in die Hände, die sich damit schmückten. Es wurden drei und sechzig Kanonen, und zwei und zwanzig Fahnen und Standarten erobert. Die vereinigten Armeen hatten 3560 Todte und Verwundete, die Preußen aber nur 91 Todte und 274 Verwundete. Unter den Letztern befanden sich auch der Prinz Heinrich von Preußen und der General Seydlitz, welcher letztere seine Person nie schonte; and so sehr wirkte das Beispiel dieses Felsherrn,

daß selbst der Feldprediger seines Regiments, Balke, mit in den Feind eintrieb. Ein so wohlfeiler und dabei so vollkommener Sieg gegen ein kriegerisches Volk war in der neuern Geschichte ohne Beispiel. Die Kürze des Tages in dieser Jahreszeit rettete das fliehende Heer vom gänzlichen Untergange; denn es war kein Rückzug, sondern eine Flucht in der höchstmöglichen Verwirrung.

Alle Deutsche Völkerschaften, groß und klein, ohne Rücksicht auf Partei, Reichs=Beschlüsse und eigenes Interesse, waren mit diesem Siege gegen die Franzosen zufrieden, denn man als einen National=Triumph ansah. Der zwischen benachbarten Völkern durch Verschiedenheit der Regierungsformen, der Gesetze und Sitten, durch zahllose Eigenheiten, und noch mehr durch beständige Kriege gewöhnliche Haß, war aber nicht allein die Ursache dieser Volksstimmung, die mehr oder weniger allen Europätschen Nationen ohne Ausnahme, selbst den von Frankreich entlegenen, eigen ist. Die Deutschen hatten außer den Gründen, die andre Völker dazu vermochten, noch weit mehr Bewegungsgründe zu diesem National=Haß. Die den Franzosen gewöhnliche laute Verachtung des Deutschen Namens, des Deutschen Verdienstes, des Deutschen Genies, und der Deutschen Sprache; die Verhöhnung Deutscher Herrscher, groß und klein, von unwissenden Französischen Schwärmern, die sich in die Cabinette der Fürsten drängten, ihre Rathgeber, und dadurch nur zu oft die Geißel der Staaten wurden: dies hatte seit einigen Generationen den fruchtbaren Saamen des Hasses ausgestreut, der selbst bei den sanftmüthigsten edelsten Menschen tiefe Wurzel fassen mußte. Denn nichts war gewöhnlicher, als Deutsche Staatsdiener jedes Ranges zurückgesetzt zu sehn, um Französischen, der Landessprache unkundigen, Landstreichern Platz zu machen, die ihre Lumpen geschwind ablegten, sich bereicherten, und dann, die Deutschen verspottend, nach Hause zogen. Traten verdienstvolle Deutsche Gelehrte und Künstler mit den Producten ihres Fleißes auf, so wurden sie von Deutschlands Fürsten mit einem kalten Dank, höchstens mit einer Schaummünze, am gewöhnlichsten aber mit gar nichts belohnt, dahingegen man minder wichtige Werke dieser Art von Franzosen mit Bewunderung aufnahm, und mit ansehn-

lichen Geldsummen erwiderte; Französische Gaukler aber erhielten für ihre Poffen Diamanten. Selbst geizige Fürsten waren hier verschwenderisch. Auch sogar bei den Heeren eines Volks, das seit Jahrtausenden ohne fremden Beistand zu siegen wußte, und allein von allen je vorhandenen großen Nationen der Erde nie überwunden ward, hatten die Franzosen sehr oft den Vorzug. Der Deutsche Pöbel, mit den Verdiensten der Französischen Nation unbekannt, nahm nur allein Rücksicht auf diese Vorliebe ihrer Herrscher, auf die von den übrigen abweichenden Sitten der Franzosen, und auf die allgemeinen Klagen aller Provinzen Deutschlands. Daraus entstand natürlich ein mit der größten Verachtung gepaarter Haß. Bei den aufgeklärten Deutschen aller Stände hingegen, nach dem Maaß, daß sie unterrichtet waren, fand man nichts von dieser Verachtung, vielmehr eine entschiedene Hochachtung für die hohe Cultur dieses großen Volks; desto tiefer aber fühlten diese den Schmerz, von den Franzosen so unverdient herabgewürdigt zu werden, und dies war mehr wie alles andre die Quelle ihres Hasses. So dachten in allen Kreisen Deutschlands hohe und niedrige Stände, nur eine Anzahl nachlässiger Häßlinge ausgenommen, obgleich sie selbst der Hauptgegenstand des Spottes Französischer Witzlinge waren. Diese Volksstimmung äußerte sich allenthalben, und ersickte oft alle andre Betrachtungen. Man sah ein merkwürdiges Beispiel davon selbst auf dem Schlachtfelde bei Rossbach. Ein Preussischer Reiter, in Begriff einen Französischen gefangen zu nehmen, erblickt in dem Augenblick, da er die Hand anlegen will, einen Oesterreichischen Cuirassier hinter sich mit dem Schwerdt über seinen Kopf. „Bruder „Deutscher!“ ruft ihm der Preuße zu, „laß mir den Franzosen.“ „Nimm ihn,“ antwortete der Oesterreicher, und eilte davon.

Unter allen menschlichen Handlungen ist keine ernsthafter als eine Schlacht, wo Menschen einander zu tausenden mordeten; und überdies haben alle civilisirte Völker längst den Grundsatz angenommen, selbst bei ihren Feinden, das Unglück im Kriege, vor welchem weder vortreffliche Heerführer, noch tapfere Krieger sichern, ohne Spott zu betrachten. Die Schlacht bei Rossbach aber wurde von Freunden und Feinden

wie eine lustige Farce betrachtet, und die Franzosen selbst waren hiebei nicht die letzten, nachdem die erste Bekämpfung vorüber war und die Hofleute ihre Verlegenheit, die Günstlinge ihre Schaam, und alle gute Bürger ihren Unwillen gezeigt hatten. Soubise, den man zu Versailles auf Kosten seiner Truppen rechtfertigen wollte, erhielt sogar vom König Ludwig ein Trostschreiben, dennoch wurde er öffentlich verspottet, und die Pariser Witzlinge hörten nicht auf, Epigramme und Gassenlieder auf ihn und seine Soldaten zu machen. Jedoch andre Vorfälle in dieser nach neuen Gegenständen dürstenden Hauptstadt Frankreichs verschafften dem gemüthigten Feldherrn endlich wieder Luft. Man vergaß in Paris nach und nach die lächerliche Niederlage. In Deutschland aber blieb sie in frischem Andenken, und das Wort Rossbach tönte noch viele Jahre nachher, vom Baltischen Meere bis zu den Alpen, ohne Ansehn des Standes, allen Franzosen entgegen, die man beschimpfen wollte.

Die große Vorliebe Friedrichs gegen dieses Volk, die sich bei dieser Gelegenheit so auffallend zeigte, konnte den Spott nicht schwächen. Es waren einige hundert Französische Officiere gefangen worden; diesen wurde Berlin zum Aufenthalt angewiesen, wobei man ihnen gestattete nach Hofe zu kommen. Nur sehr wenige unter ihnen hatten den Hof von Versailles in der Nähe kennen lernen; die meisten befanden sich daher auf dem königlichen Schlosse zu Berlin in einer ihnen völlig fremden Region. Hierzu kam die Idee eines Marquis de Brandenbourg, dem man nach dem Ausdruck der galanten Pariser die Ehre that, *de faire une espece de guerre* (eine Art von Krieg mit ihm zu führen). Dies verursachte, daß die Französischen Officiere Rossbach und ihre Gefangenschaft vergaßen, und sich so unanständig in der Residenz betrugten, daß man genöthigt war, sie bald von da fortzuschaffen. Sie wurden nach Magdeburg gebracht.

Würdige Männer dieser Nation wurden jedoch von dem Preußen mit Auszeichnung behandelt. Friedrich selbst gab ein großes Beispiel davon, da er auf einem Durchmarsch durch Leipzig den schwer verwundeten Französischen General Cüstine besuchte, und ihm sein Mitleiden auf eine so rührende Art zu erkennen gab, daß der halb todte Cüstine sich

im Bett emporrichtend ausrief: „Ach Sire! Sie sind größer
„als Alexander; er quälte seine Gefangenen, Sie aber giesen
„Del in ihre Wunden.“

Von den geschlagenen Französischen und Reichs-Truppen, von denen die Thüringer Bauern noch eine Menge Gefangener einbrachten, war auch keine Spur mehr in Sachsen und den angränzenden Provinzen zu sehen. Sie zerstörten alle Brücken, um nicht verfolgt zu werden, und zerstreuten sich dabei so außerordentlich, daß viele Haufen von ihnen nicht eher als am Rhein Halt machten. Sie glaubten immer den König hinter sich zu haben. Dieser aber wurde durch die glücklichen Fortschritte der Oesterreicher nach Schlesien gerufen, wohin er mit neunzehn durch so viele Schlachten geschwächten Bataillons und acht und zwanzig Schwadronen eilte. Er ließ zwar die Französische Armee unter dem Marschall Richelieu an den Gränzen seiner Staaten zurück; allein in der Hoffnung, den Französischen Operationen bald durch eine Armee Einhalt zu thun, die sich aus Hannoveranern und Hessen zu bilden begann.

Pitt nämlich, einer der außerordentlichsten Menschen, die je das Ruder eines mächtigen Staats führten, war jetzt ins Britische Ministerium getreten, das er durch seinen alles umfassenden Geist, eben so wie das Unter-Parlament, ganz nach seinem Willen lenkte. Er hielt die Convention bei Kloster-Seeven für einen Schandfleck der Englischen Nation, der vernichtet werden mußte, und rieth dem Könige Georg, eine Britische Armee nach Deutschland zu schicken, sich von Friedrich einen Heerführer auszubitten, und diesen Monarchen auch durch Subsidien zu unterstützen. Alles dies geschah. Die bisher zerstreuten Hannoverschen Truppen wurden zusammengesogen, und der, eine Zeitlang unschlüssig gewesene, Landgraf von Hessen endlich vermocht, seine 12,000 Hessen zu ihnen stoßen zu lassen, da die Franzosen ihm zu außerordentlichen Beschwerden Anlaß gaben.

Nun wurde die Convention von Kloster-Seeven, die nur zehn Wochen gedauert hatte, förmlich für nichtig erklärt. Zu den Hannoveranern und Hessen stießen auch Braunschweigische Truppen, und da die Reiterei mit dem Fußvolk in keinem rechten Verhältnis stand, noch einige Regimenter Preuss-

Preussischer Cavallerie. Friedrich konnte nur wenige Soldaten zu dieser Armee hergeben, allein er gab ihr einen Anführer, der ein ganzes Heer werth war. Dies war der Herzog Ferdinand von Braunschweig, einer von den außerordentlichen Menschen, die erhabene Talente, Größe des Geistes und Edelmuth des Herzens in einem seltenen Grade vereinigen, und das Menschengeschlecht verherrlichen. Er langte gegen Ende des Novembers in Stade an, und die Operationen der Alliirten nahmen gleich darauf ihren Anfang. Einige Französische Corps wurden sogleich zurückgetrieben, Lüneburg besetzt, und Harburg nach einer tapfern Gegenwehr erobert. Richelieu ward wüthend, und befahl die Stadt Zelle zu plündern und die Vorstädte in Brand zu stecken. Man suchte um Verschonung des Waisenhauses, umsonst! Es wurde mit in Asche verwandelt. Die Strenge der Jahreszeit nöthigte endlich beide Theile die Winterquartiere zu beziehen.

Friedrich war indessen nach Schlessien geeilt. Der Herzog von Bevern, der diese Provinz mit 50,000 Mann zu decken versuchte, war unvermögend gewesen, der ganzen Macht Oesterreichs zu widerstehn, die sich zur Eroberung dieses Landes vereinigt hatte. Ein Preussisches Corps, womit der General Winterfeld die Gemeinschaft zwischen Sachsen und Schlessien offen hielt, das unweit Görlitz in der Nähe der Bevernschen Armee posirt war, hatte im September nach einem sehr hitzigen Gefecht mit dem weit überlegenen Corps des Generals Nadasti seinen Posten verlassen, und sich zurückgezogen. Die Veranlassung dieses Gefechts war die Ankunft des Kaiserlichen Staats-Ministers, Grafen Kaunitz, bei der Oesterreichischen Haupt-Armee im Lager bei Aufsig, um mit den Feldherren, Prinz Carl von Lothringen und Daun, die fernern Operations-Pläne zu entwerfen. Der General Nadasti, um dem Minister seine Thätigkeit zu zeigen, benutzte die Abwesenheit Winterfelds, der sich in das eine halbe Meile entfernte Bevernsche Lager begeben hatte, und griff dessen Corps mit sehr überlegener Macht an. Winterfeld eilte seinen Truppen zu Hülfe, die sich verzweifelt wehrten; die Preußen mußten aber endlich den Posten verlassen, und verloren 1200 Mann. Was diesen Unfall erhöhte, war die tödtliche Wunde des edeln Heerführers, der Friedrichs

größter Liebting, und ein Mann von seltenen Talenten war. Noch beim letzten Abschiede sprang der König vom Pferde, umarmte seinen geliebten Feldhern und sagte: „Wald hätte ich vergessen Ihn seine Instruction zu geben. Nur diese, weiß ich für Ihn: erhalte Er sich mir.“ Winterfeld besaß dabey ein edles Herz, womit er allen vornehmen Heiden troste, die ihm eine so ausgezeichnete königliche Gunst nicht verzeihen konnten. Sein gekrönter Freund, das Heer, und die ganze Preussische Monarchie, alles trauerte um ihn, und betrachtete seinen Tod als einen National-Verlust. Er war es auch, besonders in dieser kritischen Lage. Denn Bevern verlor den Muth, vernachlässigte die zweckmäßigsten Läger zur Deckung Schlesiens, schwächte seine Armee um 15,000 Mann, womit er verschiedene Plätze besetzte, und nun zog er sich beständig zurück, mehr als einmal in Gefahr, vom Feinde mit großem Vortheil angegriffen zu werden. Er ging jedoch ohne Verlust über die Oder. Die Oesterreicher folgten diesen Preußen mit ihrer ganzen Macht auf dem Fuße durch Sachsen und Schlesien, und so ging es bis an die Thore von Breslau. In der Nähe dieser Stadt nahm der Preussische Feldherr sein Lager.

Der General Nadasti, zu dem jetzt Baiersche und Würtembergische Truppen in Theresiens Sold gestoßen waren, ging nun auf Schweidnitz los, weil die Kaiserlichen ohne den Besiz einer Festung an keine Winterquartiere in Schlesiens denken konnten. Das durch kein Truppen-Corps bedeckte Schweidnitz zeigte überdies keine schwere Eroberung; auch nahm Nadasti diese Festung, die der Herzog von Bevern sich nicht zu entsehn getraute, nach einer sechzehntägigen Belagerung, vermittelst eines auf fünf Schanzen zugleich gerichteten General-Sturms, ein, wobei zwei Redouten erobert wurden, und nun schritt der Commandant, General Seers, gleich zur Capitulation. Die Besatzung von 5841 Mann wurde nebst vier Generalen zu Kriegsgefangenen gemacht; dabey fiel eine große Menge von Bedürfnissen aller Art, Geschüz und Kriegsgeräthe, nebst einer Kriegskasse von 355,576 Gulden an baarem Gelde den Kaiserlichen in die Hände. Die Eroberung dieser Festung, die nun mit 8000 Mann besetzt wurde, erleichterte die Verbindung der Oester-

reicher in Böhmen, und nun stieß Radastl zu dem großen Heere bei Breslau.

Hier hatten sich die Preußen gelagert. Es schien den Oesterreichischen Feldherren rathsam, sie vor der Ankunft des Königs anzugreifen, der mit seiner siegreichen Armee im Anzuge war. Die Schlacht geschah den 22sten November. Das verschanzte Preussische Lager wurde wie eine Festung mit schwerer Artillerie beschossen, die man in Schweidnitz erbeutet hatte, und an fünf Orten zugleich angegriffen. Man focht von beiden Seiten mit großer Tapferkeit. Die Nacht brach ein. Das Schicksal des Tages war unentschieden. Der Herzog, der seit Winterfelds Tode große Unentschlossenheit gezeigt, und immer Fehler auf Fehler gehäuft hatte, war besonders jetzt voller Unruhe. Er verwarf den Rath eines nächtlichen Ueberfalls, so wahrscheinlich auch der glückliche Erfolg war; denn die Oesterreicher befanden sich in der größten Unordnung, der sie in der Nacht nicht abhelfen konnten; die Preußen aber, die wohl von Verlust, aber von keiner Niederlage etwas wußten, waren in Ordnung, und wünschten sehnlich, den Schlachtkampf zu erneuern. Bei dem ganz bekümmerten Herzog hingegen siegte, nicht die Feigherzigkeit, sondern die politische Furchtsamkeit. Er fürchtete mit der Morgenröthe neue Angriffe, für deren Erfolg er bei der großen Ueberlegenheit des Feindes besorgt war, ging daher in der Nacht durch Breslau, dessen Besatzung er verstärkte, und überließ dem Prinzen Carl von Lothringen, Ober-Heerführer der Oesterreicher, ganz unerwartet das Schlachtfeld. Das Heer dieser letztern war am Tage der Schlacht über 80,000 Mann stark, die Preussische Armee aber nur 25,000 Mann. Diese zählte 6200 an Todten und Verwundeten, die Oesterreicher 18,000. Von den Preußen waren 3600 gefangen worden, dabei hatten sie achtzig Kanonen verloren. Zwei Tage nachher wurde der Herzog von Debern selbst beim Recognosciren gefangen. Er hatte keine Bedeckung bei sich, daher ein großer Verdacht auf ihm ruht, daß er sich dieses Schicksal freiwillig zugezogen, um der unmittelbaren Verantwortung wegen des Vorgefallenen zu entgehen.

Der General Ryal übernahm nun das Commando der Preußen, und führte die Reste der geschlagenen Armee dem

Könige entgegen. Die Folge dieses Rückzugs war die Einnahme von Breslau. Der Commandant, General Leszkiw, hielt jetzt alles für verloren, und betrachtete daher eine gute Capitulation als ein Glück. Die Stadt wurde also ganz ohne Vertheidigung übergeben, und der 3000 Mann starken Preussischen Besatzung ein freier Abzug gestattet; die meisten dieser Soldaten aber traten gleich in Kaiserliche Dienste. Friedrich war auf das Verhalten des Commandanten, der sich sonst als ein tapferer Befehlshaber gezeigt hatte, so übel zu sprechen, daß er ihn mit Festungsarrest bestrafte. Die Kaiserlichen machten hier eine ungeheure Beute an Proviant und Geschütz, vorzüglich aber an Munition; denn Zeughäuser und Magazine waren hier angefüllt bis zum Ueberflus.

Schlesien schien nun für den König von Preußen so gut als verloren zu seyn. Nie, in allen Preussischen Feldzügen, hatte Oesterreichs Glück auf solcher Höhe gestanden. Die Kaiserlichen glaubten sich jetzt zu den größten Erwartungen berechtigt; sie hatten eine Schlacht gewonnen, zwei Festungen erobert, die Hauptstadt des streitigen Landes im Besitz, eine ungeheure Armee, um das Eroberte zu behaupten, und daher die besten Aussichten, den Krieg in kurzer Zeit nach Wunsch zu endigen. So war die Glückslage der Oesterreicher am Ende des Novembers. Der eingebrochene Winter schien allen ferneren Operationen der Preußen ein Ziel zu setzen, und man dachte schon ernstlich auf Winterquartiere, als sich die ganze Scene auf einmal zum Ersauern von ganz Europa veränderte. Das Anrücken Friedrichs wurde von den Kaiserlichen als der letzte ohnmächtige Versuch eines Verzweiflungsvollen betrachtet, und seine kleine Armee von ihnen mit dem Namen der Berliner Wachtparade bezeichnet. Die Preussisch gesinnten Schlesier waren ganz ohne alle Hoffnung, und die Oesterreichisch gesinnten ohne alle Besorgniß.

Von dieser Volksmeinung gab der Fürst Schafgottsch, Bischof von Breslau, selbst ein auffallendes Beispiel. Friedrich hatte diesen Priester zum Fürsten erhoben, zum Bischof ernannt, und überhaupt mit Wohlthaten überhäuft. Er war in Potsdam sehr oft ein Gesellschafter des Monarchen gewesen, und hatte den schwarzen Adler-Orden erhalten, womit Friedrich von seinen ersten Regierungsjahren an bis an seinen

Tod nichts weniger als freigebig war. Alles dieses vergaß der Undankbare, der seinen Wohlthäter ganz für verloren hielt, und sich bei seinen Feinden einschmeicheln wollte. Die gemeinsten Regeln der Klugheit und Anständigkeit wurden dabei von ihm aus den Augen gesetzt. Er schimpfte auf den König, riß sich den Adler-Orden ab, und trat ihn mit Füßen; eine Handlung, welche die Kaiserlichen Generale selbst empöhrte, und ihm die verächtlichsten Verweise zuzog. Er flüchtete bald nachher nach den Böhmischen Gebirgen, um dort seine Schande zu verbergen. Nachher begab er sich nach Wien, wo ihm die Großen mit Verachtung begegneten, und Theresia sowohl als der Kaiser Franz, die seine Verfahrungsart höchst mißbilligten, ihm nicht einmal eine Audienz gestatteten. Auch in Rom, wo er wegen seiner freien Sitten längst verhaßt war, fand er weder Schutz noch Mitleiden, und so durchlebte er den traurigen Rest seiner Tage, bis er sie in Böhmen als ein Verbannter endigte.

Die Jesuiten betrugen sich klüger; sie schienen von Friedrichs Glück eine bessere Meinung zu haben; denn die in der Schlacht verwundeten Preußen fanden in ihnen thätige Freunde. Sie nahmen die Unglücklichen in ihr ungeheures Collegium auf, das Tausende fassen konnte, und pflegten sie mit Sorgfalt; eine Handlung, die die Politik erzeugte, hier aber unter der Larve der Menschenliebe ausgeübt wurde. Auch hatte diese Großmuth ihre Gränzen, und wurde daher von Friedrich wenig geachtet.

Es waren von den Eroberern schon viele Verordnungen zur Regierung des Landes bekannt gemacht worden. Gefangene Preussische Soldaten, die geborne Schlesier waren, hatte man frei nach Hause gehen lassen, und eine Menge Beamten hatten schon der Kaiserin Maria Theresia gehuldigt, als die nach dem Ausdruck der Oesterreicher sogenannte Berliner Wachtparade sich der Hauptstadt Schlesiens näherte.

Die immer zunehmende Kälte im Anfang des Decembers zeigte die schleunige Nothwendigkeit, in die Winterquartiere zu gehn. Ein andrer Feldherr, als der Sieger von Rossbach, hätte sich bei dieser rauhen Jahreszeit in Erwartung des künftigen Feldzuges begnügt, das rechte Ufer der Oder zu behaupten, Glogau zu beschützen, und Sachsen zu decken.

Friedrichs Entwürfe aber waren ganz anders. Er wollte durchaus ohne Verzug Schlessien befreien. In zwölf Tagen war er von Leipzig bis an die Oder marschirt, und hatte hier die gestohlene Bevernsche Armee auf dem Marsch an sich gezogen. Man kam dem Feinde immer näher, der sich bei Breslau verschanzt hatte. Entschlossen ihn anzugreifen, wenn er auch auf dem Gipfel der höchsten Gebirge gelagert seyn sollte, rief der König nun die Generale und Staabs-Officiere zusammen, und hielt eine kurze, aber sehr nachdrückliche Rede. Er stellte ihnen seine unglückliche Lage vor, erinnerte sie an die Tapferkeit ihrer Vorfahren, an das Blut der gefallenen Krieger ihres Volks, das sie rächen mußten, und an den Ruhm des Preussischen Namens; dabei äußerte er sein festes Vertrauen auf ihren Muth, ihren Dienstseifer, und ihre Vaterlandsliebe, da er den Feind jetzt angreifen, und ihm seine erhaltene Vortheile wieder entreißen wollte. Durch diese feurige Rede flammte er den Geist seiner Krieger bis zum Enthusiasmus an; einigen stürzten die Thränen aus den Augen; alle wurden gerührt. Die vornehmsten Generale antworteten im Namen des heroischen Haufens, und versprachen dem König mit kurzen, aber viel bedeutenden Worten, zu siegen oder zu sterben. Diese Stimmung des Geistes verbreitete sich bald durch die ganze Preussische Armee; und da man nun überdies hörte, daß die Oesterreicher ihre höchst vortheilhafte Stellung, deren Angriff nur Verzweiflung rechtfertigen konnte, verlassen hätten, und den Preußen entgegen kämen, so hielten diese den Feind schon so gut als besiegt.

Dies Entgegenrücken wurde von den Oesterreichischen Feldherren in einem großen Kriegsrath beschlossen. Daun und Serbelloni hielten ein behutsames Verfahren, um die vielen wirklich erlangten Vortheile zu behaupten, jetzt für nöthiger als jemals. Die Sicherheit, die ein überaus festes Lager an der Seite einer reichlich versehenen Festung gegen eine sehr geschwächte darvende Armee gewährte, stand mit dem ungewissen Ausgang einer Schlacht im freien Felde in keinem Verhältniß. Es war kein Kampf erforderlich, das Erlangte wenigstens diesen Winter zu behaupten. Nichts nöthigte zu einer Schlacht. Der Stolz der andern Generale aber überstimmte diese Klugheit. Sie sagten: „Es ist unter

„der Würde unsrer siegreichen Waffen, stehn zu bleiben.“ Zu ihnen gestellten sich die Schmeichler, die dem Prinzen von Lothringen vorstellten, daß es nur von ihm abhinge, durch eine Schlacht, deren glücklicher Erfolg gar nicht bezweifelt werden könnte, den Krieg auf einmal zu endigen. Diese Meinung, die besonders Luchesi, einer der vornehmsten Generale, vertheidigte, behielt die Oberhand, und so groß war die Sicherheit des Prinzen und der andern erfahrenen Feldherren, daß man die Feldbäckerei nicht, wie gewöhnlich, im Rücken der Armee, sondern vorwärts nach der Stadt Neumark verlegte, und sie also dem König im eigentlichsten Verstande entgegen schickte. Friedrich, der schon bei Parchwitz das kleine Corps des Kaiserlichen Generals Gersdorf angegriffen und zerstreut hatte, war bei seiner Ankunft in Neumark über diese Avantgarde von Bäckerei erstaunt. Um keine Zeit zu verlieren, mußten die vorherziehenden Dragoner und Husaren abziehen, und die Stadt bestürmen, deren man sich auch bald bemächtigte, und 800 Gefangene machte, und nun rückte Friedrich vorwärts.

Es war am 5ten December, als bei dem Dorfe Leuthen diese Schlacht, die größte des vorigen Jahrhunderts, geliefert wurde. Alles war bei heiden Heeren verschieden. Die von Friedrich angeführten Preußen waren 33,000, die Oesterreicher unter Carl dem Lothringer 90,000 Mann stark. Die letztern voll Vertrauen auf ihre gewaltige Macht, auf ihr coalitionalisches Bündniß, und auf den Besitz des schon halb eroberten Schlesiens; die erstern aber voll Zuversicht auf ihre tactischen Künste, und auf ihren großen Anführer. Bei der einen Armee, durch die Magazine in Breslau, und die ungehinderten Zufuhren aus Böhmen unterstützt, herrschte Ueberfluß; bei der andern war Mangel an vielen Bedürfnissen. Die eine hatte lange Ruhe genossen, die andre hingegen war von angestrengten Märschen in der rauhen Witterung abgemattet. Die Oesterreicher waren an diesem denkwürdigen Tage nur mit gewöhnlichem Kriegsmuth ausgerüstet, die Preußen bis zur Begeisterung gestimmt.

So trafen beide Heere auf einander in einer meilenlangen Ebene, die Friedrich nicht besser hätte wünschen können. Die Oesterreicher, die jetzt zum erstenmal das freie Feld zu

einer Schlacht gewählt hatten, standen in unübersehbaren ungeheuren Linien, und konnten kaum ihren Sinnen trauen, als sie die kleine Armee der Preußen zum Angriff anrückten sahen. Nun aber zeigte sich das große Genie Friedrichs. Er wählte die schiefe Schlachtordnung, die den Griechen so manchen Sieg verschaffte, und vermittelst welcher Epaminondas die bis dahin fast unbezwingbaren Spartaner überwand; eine Stellung, die zu den Meisterwerken der Kriegskunst gehört, und auf dem Grundsatz beruht, einen großen Theil der gegenseitigen Truppen in Unthätigkeit zu erhalten, sie in Verlegenheit zu setzen, mehr Soldaten auf den Hauptpunkt des Angriffs zu bringen als der Feind, und dadurch gleichsam den Sieg zu erzwingen. Friedrich machte verstellte Bewegungen gegen den rechten Flügel des Feindes, während daß seine Absicht auf den linken gerichtet war. Er befahl einem Theil der Linie, ein besonderes Manöver zu machen, welches man nachher bei andern Truppen nachgeahmt hat. Die Art dieser Evolution ist, eine Linie in viele Haufen zu theilen, diese Haufen dicht auf einander zu schieben, und so die gedrängte Menschenmasse sich bewegen zu lassen. Friedrich erfand diese Stellungsart; sie war durch ihre sehr geschlossenen Glieder, durch ihre Tiefe, und durch die Art der Truppenbewegung, die nur auf großen Flächen geschehen kann, der Macedonischen Phalang nicht unähnlich, die in sechszehn Gliedern marschirte und stritt, und viele Menschenalter lang für unüberwindlich gehalten wurde, bis das Schwerdt der Römischen Legionen sie vertilgte, und von ihr nichts als der Name übrig blieb. Dieser so gestellte Soldaten-Körper nimmt verhältnißweise nur einen sehr geringen Raum ein, und zeigt in der Ferne wegen der vermischten Uniformen und Fahnen einen höchst unordentlichen auf einander gehäuften Menschenklumpen. Allein es bedarf nur einen Wink des Heerführers, so entwickelt sich dieser lebendige Knäul in der größten Ordnung, und mit einer solchen Schnelligkeit, die einem reisenden Strome ähnlich ist.

So griff Friedrich den linken Flügel der Oesterreicher an, und zwar zu eben der Zeit, wo die mit den Preussischen Evolutionen unbekanntten Kaiserlichen Feldherren die Bewegungen der Preußen für einen Rückzug ansahen, daher auch Daun

zum Prinzen von Lothringen sagte: „Sie marschiren fort; wir wollen sie abziehen lassen.“ Mehrere Regimenter trugen sicherheitsvoll ihr kleines Feldgeräth, ihre Brodsäcke, ja selbst die mit ihren Habseligkeiten angefüllten Cornister hinter die Fronte, und legten sie in Haufen zusammen, um sich, nach ihrer Meinung, auf einige Stunden von einer unnützen Last zu befreien. Die Täuschung aber verschwand bald, und man sah mit Schrecken die kunstvolle Annäherung der Preußen, die beide feindliche Flügel zugleich bedroheten. Luchesi, der auf dem rechten Flügel die Kaiserliche Cavallerie commandirte, uneingedenk seiner Prahlereien im Kriegsrath, verlor den Muth; er glaubte, daß hier der Hauptangriff geschehen würde, und bat dringend um Unterstützung. Daun wollte diese nicht vor der Zeit ertheilen, und erst nachdem Luchesi sich von aller Verantwortung bei einem unglücklichen Ausgang der Schlacht los sagte, wurde ihm ein großer Theil Cavallerie vom linken Flügel in vollem Trabe zu Hülfe gesandt, und Daun selbst eilte mit dem Reserve-Corps dahin. Nadasti, der erfahrenste Feldherr des Heeres, der den linken Flügel der Oesterreicher commandirte, war bald überzeugt, daß sein Flügel das Ziel des Preussischen Angriffs war, und daß die Bewegungen gegen den rechten nur militairische Fechterkünste wären. Mehr als zehn hinter einander abgeschickte Officiere mußten dem Prinzen Carl die augenscheinliche Gefahr melden. Carl befand sich in der größten Verlegenheit, da die Berichte von zwei seiner vornehmsten Feldherren einander gerade entgegengesetzt waren. Er entschied jedoch für Luchesi, der bald seinen Tod auf dem Schlachtfelde fand, und Nadasti wurde erst gehdrt, da es zu spät war.

Indessen geschah der Angriff der Preußen mit solcher Kriegswuth, daß alles auf dem linken Flügel über den Haufen geworfen wurde. Frische Regimenter kamen den Geworfenen zu Hülfe, allein man ließ sie nicht einmal formiren; kaum zeigten sie sich, so wurden sie auch zurückgeschlagen. Ein Oesterreichisches Regiment fiel aufs andre, die Linie wurde auseinander gesprengt, und die Unordnung war unaussprechlich. Die Kaiserlichen Cuirassiere stellten sich in Schlachtordnung, allein eine Preussische Haupt-Batterie brachte sie bald auseinander, da denn die Preussische Cavallerie

auf sie fiel, und sie gänzlich aus dem Felde schlug. Viele tausend von den Kaiserlichen Truppen konnten zu keinem Schuß kommen, sie mußten mit dem Strom fort. Der stärkste Widerstand geschah in dem Dorfe Leuthen, das mit vielen Kaiserlichen Truppen und Artillerie besetzt war. Hiezu kamen große Haufen Flüchtlinge, die alle Häuser, alle Gärten, und alle Winkel des Orts anfüllten, und sich verzweifelt wehrten. Endlich aber mußten sie doch weichen. So erschrecklich aber auch die Unordnung bei der geschlagenen Armee war, so versuchten dennoch ihre besten Truppen noch einmal unter Begünstigung des Terrains Stand zu halten; allein die Preussische Artillerie schlug sie bald in die Flucht, und die Cavallerie, die auf allen Flügeln einhieb, machte immer Gefangene zu Tausenden. Das Dragoner-Regiment von Baireuth nahm auf einmal zwei ganze Infanterie-Regimenter mit allen Officieren, Fahnen und Kanonen gefangen. Die Oesterreichische Infanterie machte noch einen letzten Versuch, sich auf einer Anhöhe zu formiren; allein der Preussische General Wedel griff sie in der Flanke und im Rücken zugleich an, und nun hatte alle Vertheidigung ein Ende. Nur die einbrechende Nacht, und die guten Anstalten des Radassi, der den Rückzug des linken Flügels deckte, und die Preußen abhielt, sich, ehe es dunkel wurde, der Brücken über das Schweidnitzer Wasser zu bemächtigen, rettete den Rest des Heeres vom gänzlichen Untergange. Bei Kollin war es nicht Kriegskunst noch Tapferkeit, sondern die eisenspeienden Maschinen auf unzugangbaren Höhen gestellt, die größtentheils das Schicksal des Tages bestimmten; bei Leuthen aber entschied Tactik und Tapferkeit allein den Sieg. Man machte auf dem Schlachtfelde 21,500 Gefangene, worunter 307 Officiere waren, und eroberte 134 Kanonen nebst 59 Fahnen. Von den Oesterreichern waren 6500 todt oder verwundet, und 6000 Deserteure gingen nach der Schlacht zu den Siegern über. Der Preussische Verlust war 2660 Todte und Verwundete.

Zu der Geschichte dieses Tages gehören einige Züge, die die Stimmung der Preußen bezeichnen, und dem von allen Völkern und Zungen bewunderten Heldengeist der Griechen und Römer nichts nachgeben. Der Baiersche General, Graf

Kreit, damals Volontär bei der Kaiserlichen Armee, stieß auf einen Preussischen Grenadier, dem beide Füße abgeschossen waren, der auf der Erde lag, und so in seinem Blute schwimmend ganz gelassen Tabak rauchte. Der erstaunte General rief ihm zu: „Kriegskamerad! wie ist es möglich, daß ihr in eurem schrecklichen Zustande noch ruhig Tabak rauchen könnt? Der Tod ist euch ja nahe.“ Der Grenadier nahm seine Pfeife aus dem Munde, und erwiderte kaltblütig: „Was ist daran gelegen! sterb ich doch für meinen König!“ Einem andern Preussischen Grenadier wurde beim Aufmarsch ein Bein abgeschossen. Er rafft sich von der Erde auf, stützt sich auf sein Gewehr wie auf eine Krücke, und so schleppt er sich zu einem Standplatz, wo die Colonnen vorbei mußten, von wo er mit lauter Stimme den Soldaten zurief: „Brüder! fechtet wie brave Preußen! Siegt, oder sterbt für euren König!“

Die unmittelbare Folge dieser Schlacht war die Belagerung von Breslau, das, von der geschlagenen Armee stark besetzt, jetzt seinem Schicksal überlassen wurde. Man errichtete hier Galgen für diejenigen, die von Uebergabe sprechen würden; allein dieser überspannte Muth verlor sich bald; denn in vierzehn Tagen ging auch diese Stadt über, da die Preußen schon alle Anstalten zum Sturm gemacht hatten, und die Besatzung von dreizehn Generalen, 700 Officieren, und 18,000 Mann mußte das Gewehr strecken. Hier wurden ein ansehnliches Magazin, und außer der zur Festung gehörigen Preussischen Artillerie noch 81 in die Stadt gebrachte Oesterreichische Kanonen und Mörser, ferner eine Menge Proviant-Wagen, 1024 Proviant-Pferde, und eine Kriegskasse von 144,000 Gulden erbeutet. Die Generale Zietzen und Fouquet, die die Feinde bis in Böhmen verfolgten; hatten außerdem noch 2000 Gefangene gemacht, und über 3000 Wagen erbeutet, so daß die Oesterreicher in dem so kurzen Zeitraum von zwei Wochen an 60,000 Mann verloren, und die Reste ihrer kurz zuvor ungeheuren Armee nur ein Corps Flüchtlinge darstellten, die ohne Kanonen, Fahnen und Bagage, von Mangel gedrückt, und von Kälte erstarrt, über die Böhmisches Gebirge nach Hause zogen. Als man sie hier sammelte, fand man nur 17,000 Mann.

Das größte Kriegstalent des Königs von Preußen war, begangene Fehler wieder gut zu machen, und erlangte Vortheile aufs möglichste zu benutzen. Die Eroberung des fast verlorenen Schlesiens, und mehr als 40,000 Mann Kriegsgefangene, würden daher dem rastlosen Feldherrn noch nicht genüget haben, wenn nicht der so weit vorgerückte Winter und der tiefe Schnee seinen fernern Unternehmungen durchaus ein Ziel gesetzt hätten; selbst die Belagerung von Schweidnitz mußte bis zum Frühling verschoben werden. Indessen wurde diese Festung doch blockirt. Die letzte Operation in diesem Feldzug war die Wiedereroberung von Liegnitz, einer der größten und schönsten Städte Schlesiens, die die Oesterreicher besetzt hatten, und die Preußen jetzt blockirten. Eine förmliche Belagerung auf dem beizisten Boden vorzunehmen, zeigte überaus große Schwierigkeiten; hiezu kam, daß die Preussischen Truppen Ruhe und Erholung höchst nöthig hatten. Die 3500 Mann starke Besatzung erhielt daher einen freien Abzug; allein ein großes Magazin von Proviant, eine Anzahl Kanonen, und eine Menge Munition mußten sie den Preußen überlassen, die sogleich die aufgeführten Werke demolirten, und dadurch die Stadt in ihren vorigen Stand setzten. Die Uebergabe geschah den 29ten December, und krönte also in den letzten Tagen des Jahres diesen so thatenvollen Feldzug.

Friedrich hatte nun die Zufriedenheit, fast alle seine Staaten wieder von den Feinden geräumt zu sehn. Die Oesterreicher eilten nach den Kaiserlichen Erblandern, um sich von ihrer schrecklichen Niederlage zu erholen; die Russen hatten Preußen verlassen; die Franzosen waren von den Brandenburgischen Gränzen entfernt, und nur allein im Besitz einiger entlegenen Westphälischen Provinzen; die Reichstruppen waren nach Hause geschickt, und die Schweden durch den General Lehwald aus Preussisch-Pommern vertrieben worden; dabei war sogar Schwedisch-Pommern selbst in den Händen der Preußen, die nun auch Mecklenburg in Besitz nahmen, und in Sachsen ruhig Winterquartiere machten.

So endigte sich ein Feldzug, der in der ganzen Weltgeschichte ohne Beispiel ist. In diesem einzigen Jahre wurden, ohne die Menge wichtiger Gefechte, Kanonaden und Schar-

mühen zu rechnen, sieben Hauptschlachten geliefert, und zahlreiche Treffen gefochten, von denen viele in den vorigen Jahrhunderten als Schlachten betrachtet worden wären. Große Feldherren, wie Friedrich, Ferdinand, hatten hier in sehr verschiedenen Gegenden zugleich den Schauplatz des Krieges betreten, und alle Krieger künftiger Zeitalter durch Thaten belehrt. Andre: Heinrich, der Erbprinz von Braunschweig, Laudon, hatten hier die Keime ihrer erhabenen Talente entwickelt; noch andre, obgleich minder groß, dennoch in jeder andern Periode allein fähig, den kriegerischen Ruhm eines Volks bei der Nachwelt zu gründen: Seydlitz, Keith, Fouquet, Strées, Nadasi, Haddick, Romanzow, Wunsch, Zietzen, Werner, und mehrere berühmte Befehlshaber der verschiedenen Heere hatten hier zuerst Gelegenheit gehabt, ihre zum Theil außerordentlichen Fähigkeiten zu zeigen. Drei andre Feldherren, jeder durch erkämpfte Trophäen ausgezeichnet, und in den Kriegs-Jahrbüchern unvergessen: Schwerin, Brown und Winterfeld, waren in diesem ewig denkwürdigen Feldzuge gefallen, und hatten durch ihr edles Blut ihre Thaten besiegelt.

Die Britten hatten bisher nichts von einem Landkrieg hören wollen; allein das für Britanniens Sache verheerte Hannover, und die Thaten Friedrichs, die nirgend mehr als von diesem großmüthigen Volke gewürdigt wurden, veränderten ganz dessen vorige Gesinnungen. Der König von Preußen wurde der Abgott der Engländer; sie feierten seinen Geburtstag in London und in den Provinzen, so wie die Geburtstage ihrer eignen beliebtesten Könige; das Parlament bewilligte ihm jährlich 670,000 Pfund Sterling Subsidien; man beschloß, Englische Truppen nach Deutschland zu schicken, und der große Pitt, der jetzt als Minister das Staatsruder in die Hände nahm, und durch die Macht seines Genies das Britische Reich als Dictator beherrschte, setzte nun den Grundsatz fest, daß Amerika in Deutschland erobert werden müßte.